Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 35

Artikel: "Wippwapp" [Fortsetzung]

Autor: Franck, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643955

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 1. September 1934

Das Leben. Von Bertha Hallauer.

Du nimmst mit jedem neuen Tag
Dein Leben aus des Schöpfers Händen,
Und denkst nicht, dass der nächste Schlag
Der Stunde es schon könnte enden.
Du machst für Morgen Pläne schon,
Und selbst das Heute ist nicht dein;
Denn schneller als im Feld der Mohn
Kann deine Spur verwehet sein.

Das Leben ist ein köstlich Gut,
Doch ohne Dank nimmst du's entgegen,
Und hältst es kaum in deiner Hut
Auf dunklen, abgrundtiefen Wegen! —
Nur wenn ein Auge plötzlich bricht,
Erst dann wirst du es recht verspüren,
Dass es ist wie ein zitternd Licht —
Im Luftzug — und bei offnen Türen.

(„Sehnsucht nach dem Lichte.")

„Wippwapp". Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München. 9

Als Gust von der Beerdigung seiner Mutter nach Hause kam, fragte er seine Frau: Ob sie etwa noch immer das vermaledeite Weihnachtsgeschenk, das in die Baracken gewandert sei, gutheiße?"

„Jetzt mehr als je!" gab Rikelchen unverwirrt zur Antwort.

„Obgleich das Schwarzseidne der Mutter zum Tod geworden ist?"

„Weil es ihr den Tod geschenkt hat, Gust."

„Ich versteh dich nicht."

„Kann es einen schönern Tod geben, als mit einem Schön auf den Lippen umsinken und in Sekunden des Lebens ledig sein!"

„Wenn man ein richtiges Leben gehabt hat, vielleicht nicht."

„Kann der Frau ein richtigeres Leben zuteil werden, als zehn Kinder haben, von früh bis spät, Tag und Nacht, jahrein und jahraus für sie arbeiten, ohne daß in achtundsiebzig Jahren Krankheit auch nur ein einziges Mal gewagt hat, die Hand nach ihr auszustrecken?"

„Und die Not?"

„Ist Schicksal, mit dem man fertig werden muß. Ist Schicksal wie der Reichtum. Und es ist noch erst auszumachen, bei wem von beiden der Mensch es leichter hat, Mensch zu bleiben."

Gust schwieg.

Er war auch jetzt keineswegs von der Richtigkeit seines letzten Geschenks an die Mutter überzeugt. Aber die halb neidvolle, halb beglückende Bewunderung der angeborenen Kraft Rikelchens, alle Dinge zum besten zu kehren, verschlug ihm das Wort.

Wenn sie jemals wieder arm werden könnten, dachte Gust plötzlich, was ausgeschlossen genannt werden müßte, denn all sein Geld war mündelsicher angelegt, und fast reichten schon die Zinsen, daß sie bis ans Ende ihrer Tage ohne Arbeit leben konnten, aber wenn sie jemals wieder arm werden könnten, was genau so wahrscheinlich war wie die Behauptung, daß der Himmel eines Tages auf die Erde falle, also: wenn — wenn — Rikelchen würde auch damit fertig werden. Und er? Nein, er nicht. In die Baracken zurück? Lieber — Schluß! Doch nein, es war Wahnsinn, so etwas zu Ende zu denken. Der Gegensatz in der Auswertung ihres Lebens trat zwischen den beiden Ehegatten immer mehr zutage. Schließlich fast Woche für Woche.

Gust nannte schwer, was Rikelchen leicht hieß. Gust drängte, wo Rikelchen stehenbleiben wollte. Gust war bei weitem nicht genug, was Rikelchen als zuviel abwehrte.

Aber da die Liebe der Schusterleute nicht nachgelassen hatte, wurden sie durch diesen Gegensatz keineswegs auseinandergetrieben, sondern nur mehr verkettet.

In den Stunden der Selbstbesinnung gestand jeder dem andern das Recht auf ein abweichendes Urteil zu. Alldieweil sie im tiefsten wußten oder doch fühlten, daß man auch das

Gegnerische des geliebten Menschen bereitwillig einlassen muß, wenn man das Ganze seines Wesens umfassen will.

Nach mehr als drei Jahrzehnten glückhafter Ehe kam der Augenblick, wo Gust und Rikelchen sich zum ersten Male nicht verstanden.

Um die Mitte des Jahres 1912 sagte der Lederwarenhändler August Micheelsen, nachdem er einen ganzen Tag lang über seinen Geschäftsbüchern gesessen hatte, zu seiner emsig handarbeitenden Gattin: „In einem halben Jahr, wenn der Antonitermin zu Ende geht, ist Schluß."

„Womit?" fragte Rikelchen, ohne von ihrer Häkelei aufzusehen.

„Mit dem Geschäft!" schmetterte Gust.

„Weswegen?" stieß die Ueberraschte, die nicht gewahrte, daß die Handarbeit ihr in den Schoß fiel, fast tonlos hervor.

„Heute sind die Hunderttausend an zurückgelegtem Kapital voll geworden. Das macht im Jahr viertausend Mark Zinsen! Ungerechnet, was beim Verkauf des Geschäfts und des Hauses an Rente herauskommt. Nicht einmal der Bürgermeister kriegt jährlich so viel Gehalt, wie wir jahraus, jahrein — bis zu unserm Ende — an Zinsen verzehren können. Schluß also! Schluß!"

„Ist das recht, Gust?"

„Alles habe ich an erster Stelle hypothekarisch eintragen lassen. Vollkommen mündelsicher! Uns kann nichts geschehen. Selbst dann nicht, falls wir hundert Jahre alt werden sollten. Einzig wenn die Erde entzwei reißt, so daß die Häuser umfallen, in welchen unser Geld steht, kann's uns schlecht gehen. Aber Erdbeben gibt's nur da hinten, wo sie zu Ende ist, auf der Welt. In Japan und, was weiß ich, wo sonst noch. In einem geordneten Staatsleben wie Deutschland jedoch sind Erdbeben nicht zulässig. Werden verboten. Jawohl: durchs Reichsgesetz vom Deutschen Kaiser."

„Ich fragte nicht, ob es richtig ist, was du tun willst", rief Rikelchen den Davonrasenden an. „Ich fragte: ob es recht ist?"

„Vor wem sollte ich mich meines Geschäfts wegen, ich könnte auch sagen: meines Geldes wegen, denn eins ist nicht ohne das andere, zu verantworten haben? Höchstens vor Jupp. Aber der ist mit seinem Studium fertig. Die lumpigen Referendar- und Assessorenjahre hindurch, die er noch auf Vaters Geldbeutel angewiesen ist, soll er in einem Monat mehr kriegen, als der Amtsrichter seinem zweimal durchgefallenen Dämelack in einem ganzen Jahr geben kann."

„Dem einzelnen Menschen, auch wohl Jupp, bist du über dein Hab und Gut keine Rechenschaft schuldig. Aber allen Menschen? Der — so sagt man ja wohl dafür — der Mensch—heit? Oder wenn das zu weit gegriffen ist, dem Staat? Dem Volk?"

„Mir schulde ich Rechenschaft über meinen selbsterworbenen Besitz. Niemand sonst auf der weiten Welt! Und — natürlich — dir, die mitgeholfen hat, daß er mein eigen wurde."

„Von mir bei dieser Sache kein Wort!" wehrte Rikelchen ab. „Also gut, ich will mit meinen Gedanken bei dir bleiben. Obgleich ich es eigentlich nicht dürfte, sondern weitergreifen müßte. Doch ich will es einmal in diesem Augenblick gelten lassen: dir allein schuldest du Rechenschaft. Aber kannst du es wirklich vor dir selber verantworten, was du tun willst?"

„Daß ich mich zur Ruhe setze, warum sollte ich es nicht verantworten können?"

„Zur Ruhe willst du dich setzen. Aber das hat doch nur dann einen Sinn, eine Berechtigung, wenn du müde bist. Willst du es mit deinem Tun vor dir und vor mir und vor aller Welt behaupten?"

„Nein."

„Nicht wahr, du zählst sechzig Jahre. Bist gesund. Kannst arbeiten. Wenn du magst oder wenn es sein muß, von früh um sechs bis abends um zehn. Woher nimmst du das Recht zu sagen: ‚Nach Antoni nächsten Jahres werde ich nicht mehr arbeiten'?"

„Daher, daß ich es nicht nötig habe."

„Im Bienenstock werden die Bienen, welche nicht mehr nötig haben, zu tun, was Sinn hat, von den Arbeitern getötet und aus dem Stock hinausgeworfen."

„Rikelchen!"

„Verzeih mir, Gust. Es war zu hart, was ich sagte, war zu bitter."

„Und falsch! Grundfalsch! Weswegen werden die Drohnen im Bienenstock, wenn sie ihre Schuldigkeit getan haben, getötet? Weil sie den Arbeitern ihre Nahrung wegnehmen. Weil sie während des Winters das Leben des ganzen Volkes in Gefahr bringen. Wem nehme ich, wenn ich mich zur Ruhe setze, etwas fort?"

„Denen, die dir zweimal im Jahre, Antoni und Johannis, Zinsen bringen müssen."

„Was soll das heißen, Frau?"

„Widersinnig ist es in meinen Augen, wenn man sich seine Hilfe — und das ist doch dein Kapitalhingeben — bezahlen läßt. Bis zum Jüngsten Tag bezahlen läßt. So hoch bezahlen läßt, daß man mit der Zeit mehr zurückkriegt, als man zum Zweck des Helfens hergegeben hat!

„Wir verstehen uns nicht."

„Das höre ich von Wort zu Wort mehr, Gust."

„Da ist es wohl das beste, daß ich geh'."

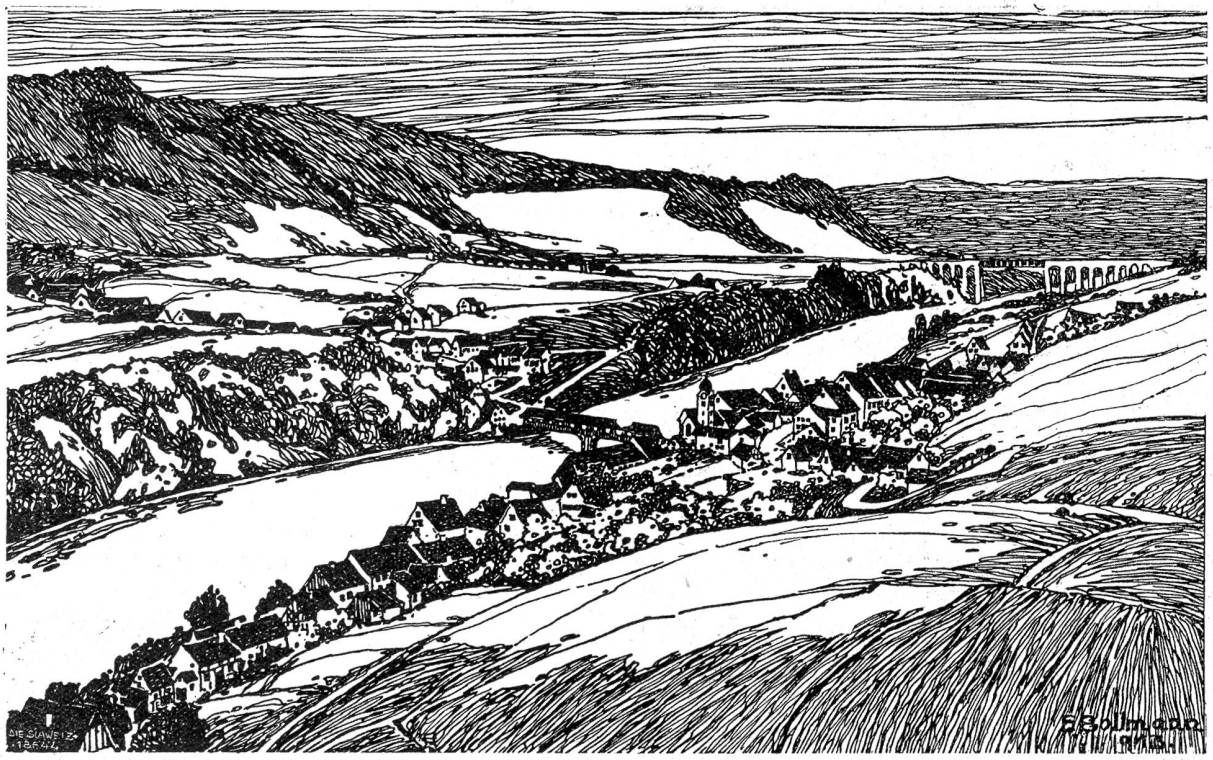
„Wenn du mir versprichst, über meine Worte nachzudenken — ja, dann ist es wohl das beste, daß wir schweigen und uns nicht noch weiter auseinanderreden. Zu gehen brauchst du deswegen nicht. Es gibt so vieles, über das wir sprechen können, warum reden wir in den letzten Jahren immer häufiger von dem, wovon zu sprechen nicht lohnt: vom Geld?"

Gust schwieg.

„Sei mir nicht böse", bat Rikelchen. „Ich sehe es sicher nur von meiner Seite an. Mit Frauenaugen. Aber stell dich doch einen Tag lang neben mich. Versuch, wenn das zu viel gebeten ist, versuch mir zulieb, ein paar Stunden hindurch mit meinen Augen zu sehen. Wenn du hinterher noch derselben Meinung bist wie heute abend: Schluß mit dem Geschäft!, so will ich glauben, daß ich irre. Will versuchen, es zu glauben. — Gibst du mir keine Antwort?"

Gust ging.

Ohne seiner Frau ein Wort zu sagen, verließ der angehende Rentier August Micheelsen das Zimmer. Ohne ihr die Hand zum Abschied zu reichen. Ohne in der Tür nach



Eglisau. Zeichnung von E. Bollmann.

ihr umzublicken. Als ob er schon oft im Unfrieden von ihr geschieden wäre.

Er legt sich schlafen, dachte Rikelchen und wollte dem Erzürnten nach wenigen Minuten folgen.

Aber Gust holte aus dem Schrank im Schlafzimmer Hut und Stock mit silberner Krücke und ging ins Wirtshaus.

Das war, stellte Rikelchen betrübten Herzens fest, in den zweiunddreißig Jahren ihrer Ehe immer wieder einmal des Sonntags vorgekommen. Aber noch nie an einem Alltag.

Zwei Monate hernach begann der Ledergroßhändler und Schuhwarenlagerbesitzer August Micheelsen die Verhandlungen über den Verkauf seines Geschäfts und seines Hauses an der Hohen Straße.

Bisher hatte Gust keine Handlung von Gewicht ohne Rikelchens Zustimmung vorgenommen; selbst dann nicht, wenn sie schwer zu erringen war. Von dieser entscheidenden Tat ihres gemeinsamen Lebens aber sprach er nach jener Unterredung, die bei völligem Nichtverstehen beendet worden war, zu seiner Frau mit keiner Silbe.

Rikelchen wußte, daß Gust nicht sprechen wollte. Aber gerade deswegen stellte sie ihn.

Wenn es durchaus sein müsse, daß er sich schon als gesunder Mann mit sechzig Jahren zur Ruhe setze, sagte sie eines Tages — da wieder ein Käufer wegen überhoher Forderung Gusts achselzuckend fortgegangen war — zu dem Verstummten, dann solle er Haus und Geschäft doch nicht verkaufen, sondern verpachten.

Durch eine Verpachtung nähme er seinem Nachfolger und dessen Angehörigen tatsächlich die Butter vom Brot weg, gab Gust gereizt zur Antwort. Was durchs Zinsenerheben nach dem allgemeinen Satz keineswegs der Fall sei. Obwohl sie ihn vor wenigen Monaten dieser menschlichen Roheit beschuldigt habe.

Also gut: das Geschäft verkaufen! willigte Rikelchen ein. Aber nicht das Haus!

Ohne die Wohnung im selben Haus sei das Geschäft fast wertlos. Nicht die Hälfte des Preises, den er fordern und durchsetzen werde, kriege es heraus, wenn sie oben wohnen blieben.

Ihretwegen, versuchte die Abgewiesene das vermeintliche Hindernis aus dem Wege zu räumen, könnten sie ausziehen. Auch dann, wenn die neue Wohnung nur halb, nur viertel so groß sei wie die jetzige und nicht an der Hohen Straße liege. Sie wäre durchaus bereit, in eine Seitenstraße zu ziehen. Oder in eine Hinterstraße. Wenn es sein müsse: in die Baracken. Mit allem, was er für nötig halte, erkläre sie sich einverstanden. Nur nicht damit, daß er ihr Haus verkaufe.

Weswegen dieser frauenzimperliche Eigensinn? fuhr Gust Rikelchen an. Alle Wege der Ueberlegung, die er ginge, führten zu einem Handweiser mit derselben Aufschrift: Verkaufen!

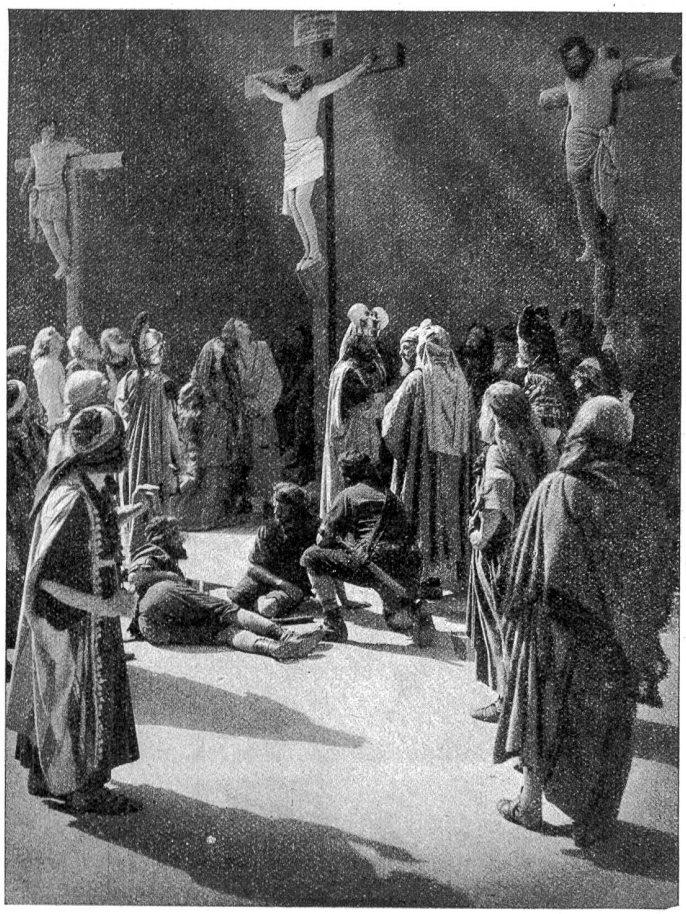
Das mit den Ueberlegungen möge stimmen. Das mit dem Eigensinn stimme nicht.

Dann habe sie Angst, unsinnige Angst.

Da er bei ihr bleibe, wovor sie wohl Angst haben solle?

Wenn sie auch keine Angst habe, warum in drei Teufels Namen sie nicht ja zu dem Verkauf sage?

Sie wären, erklärte Rikelchen, den für Gust unbegreiflichen Widerstand, in ihr Haus hineingewachsen wie eine Schnecke in ihr Gehäuse. Seien jetzt mit ihm verwachsen. Seien ihm angewachsen. Wenn man sie mit Gewalt aus ihrem Haus herausreiße, würden sie zwar nicht wie die



Passionsspiele Oberammergau. Kreuzigung.
Klischee vom Verlag Bruckmann A. G., München. – Phot. Siegbert Bauer, München.

Schnecken sterben. Denn die Menschen hätten eine dickere Haut als die dickfelligsten Tiere. Aber auch bei ihnen würde es Wunden geben, Wunden, die schwer, die vielleicht niemals wieder heilten. Aber selbst wenn diese Wunden völlig verheilten und von ihnen nichts übrigbliebe als Narben — ohne ihr schützendes Haus wären sie hinfort so leicht verletzlich, wie sie es seit dem Tode der Frau Senator, der ihnen den Kauf ihres Besitztums ermöglicht hätte, nicht eine einzige Stunde lang gewesen seien.

Albernes Frauengerede!

Diesmal ging Gust in heftigem Zorn türenknallend aus dem Zimmer.

Und wieder suchte er, obwohl es Alltag war, Zuflucht und Zustimmung im Wirtshaus an der Bierbank.

Michaelis 1912 verkaufte August Micheelsen, der wohlhabend gewordene Pantoffelmachersſohn aus den Baracken, sein Geschäft und sein Haus auf der Hohen Straße an einen Hamburger Herrn.

Der Käufer ließ Gust keinen Zweifel darüber, daß die veraltete Schuhmacherwerkstatt, die der Heraufgekommene schließlich doch nicht in ein neues Stockwerk verlegt, sondern in dem Hinterzimmer geduldet hatte, eingehen solle. Dagegen werde er den Schuhverkauf sowie insbesondere die Lederhandlung weit über das Kleinstädtische hinaus vergrößern, damit diese endlich werde, was sie bis jetzt nur dem Namen nach sei: eine großkaufmännische Angelegenheit.

Als zum ersten Male in der Stadt der Kaufpreis für das Geschäft August Micheelsens genannt wurde, hielt jedermann ihn für erlogen. Aber der Stadtsekretär, vor dem in Ermangelung eines Notars der Vertrag abgeschlossen wurde, mußte, um endlich Ruhe vor der ständigen Fragerei zu haben, die angezweifelte Summe bestätigen.

Gust ließ die Restkaufsumme als die größte seiner Hypotheken in das eigene Haus eintragen. Diesmal allerdings, entgegen seiner Gewohnheit, an zweiter Stelle.

Die Räumung war in dem Kaufvertrag auf den Anfang des Jahres 1913 festgesetzt worden.

Gust wollte, ehe er sein Geschäft schloß, für Familie und Freunde in den Wohnräumen des ersten Stockes, für die Angestellten und Handwerksleute im Laden ein prunkvolles Fest feiern; trotz des Abschiednehmens ein Fest der Freude, von dessen Glanz man noch jahrelang in der Stadt sprechen sollte.

Er schrieb an den Assessor Dr. jur. Joseph Micheelsen, der des besseren Fortkommens wegen in preußische Dienste übergetreten und den Kommunalbehörden einer rheinischen Stadt zugewiesen war, daß er unbedingt zu Weihnachten Urlaub nehmen müsse, um an dem Fest der Geschäftsniederlegung teilnehmen zu können.

Aber Rikelchen sandte ohne Gusts Wissen ihrem Jupp einen Brief, in dem sie ihn anflehte, doch einen Grund zu erfinden, der dem Vater sein Fortbleiben als notwendig erscheinen lasse. Ein Fest der Freude feiern, wo alles in ihr weine — sie bringe es nicht über das Herz. Mit ihm gemeinsam zum letzten Male durch jene alten lieben Räume gehen, in denen noch immer ihr gemeinsames Lachen glitzere wie Tau in einem Spinnennetz und bei diesem Gang beides, Spinnweb und Glitzertau zerstören — sie wisse nicht, woher die Kraft dafür nehmen. Also nicht kommen! Ihr zulieb fern von dem unnatürlichen Fest bleiben!

(Fortsetzung folgt.)

Oberammergau 1634—1934.

Von Dr. Leo Koszella.

Das hätten sich die Oberammergauer bestimmt nicht gedacht, daß ihr Ort einmal Weltruf genießen würde. Bestimmt nicht damals, als die „Sechs" und die „Zwölf" der Gemeinde, also der Rat von Oberammergau vor dem Altar der kleinen Dorfkirche knieten und angesichts der schrecklichen Heimsuchung, die mit der Pest über ihren Ort gekommen war, gelobten, „fortan die Passions-Tragedie alle zehn Jahre zu halten". Das furchtbare Sterben, das schon 10 Monate währte, hörte auf. Das war im Juli 1633. Und 1634 erfüllten sie zum erstenmal das Gelübde. Also vor nunmehr 300 Jahren.

So wurde aus einem einfachen Gelübde eines kaum 600 Einwohner zählenden, fast völlig unbekannten Dorfes ein Weltereignis von denkbar größtem Ausmaß. Aber nur sehr allmählich. Fast zweihundert Jahre lang gab es fast nichts anderes als die getreue Erfüllung der durch das Gelübde überkommenen und übernommenen Pflicht, als ein Teil von Sitte und Brauch, wie sie andere Orte gleichfalls schon seit Jahrhunderten kannten und übten. Erst 1850 beginnt man sich außerhalb Oberammergaus stärker zu interessieren, aufmerksam zu werden auf die Eigenart des Spiels und das mehr als durchschnittliche Können der Spieler. Es regnet Zeitungsartikel und Broschüren und Bücher. Einer, der sich am lebhaftesten für Oberammergau einsetzt, ist der